

Zur Einführung in den zweiten Band

I.

Der erste Band dieser Briefpublikation aus dem Nachlaß Lassalles, der 1921 erschien, führte bis an die Schwelle der Revolution von 1848; der zweite Band schließt sich unmittelbar an den ersten an; er beginnt also mit jener Revolution selbst. Den Ausbruch und die ersten hoffnungreichen Monate des Aufstiegs hatte Lassalle in Untersuchungshaft verlebt. Erst am 11. August sprachen ihn in Köln die Geschworenen von der Beteiligung am Kassettendiebstahl frei, und nun erst bot sich ihm die heiß herbeigesehnte Möglichkeit, an den Ereignissen aktiven Anteil zu nehmen. Bereits am 29. August finden wir ihn als Redner in der Volksversammlung in Köln, die gegen die Verhaftung Freiligraths Einspruch erhob. Zwei Tage später forderte auch in Düsseldorf eine stark besuchte Volksversammlung die Freilassung des Bürgers der Stadt, des Dichters der Revolution, und beschloß, dem Generalprokurator Nicolovius eine Adresse zu überreichen. Abgedruckt wurde diese in der „Düsseldorfer Zeitung“ vom 2. September; ihr Konzept, das sich in Lassalles Nachlaß fand, zeigt, daß er sie verfaßt hat. Lassalle hatte sich erst im Januar 1848 in Düsseldorf niedergelassen; vorher hatte der Generalbevollmächtigte der Gräfin Hatzfeldt abwechselnd in Aachen, Koblenz, Köln und Deutz seinen Wohnsitz gehabt. Trotzdem machte er sich gleich nach seiner Freilassung in der Bürgerwehr wie in dem Volksklub der rheinischen Kunststadt geräuschvoll bemerkbar (vgl. Nr. 1—5). Nr. 4 zeigt ihn bereits als den anerkannten Führer der Düsseldorfer Arbeiterschaft, deren regste Geister von da an bis an sein Lebensende ebenso treu zu ihm standen, wie er zu ihnen.

Aber Lassalle erfreute sich in der Revolutionszeit nur wenige Wochen hindurch der Freiheit. Als in Berlin der Staatsstreich erfolgte, stand er in der Rheinprovinz in der vordersten Reihe jener, die zum gewaltsamen Widerstand aufriefen. Am 22. November wurde er verhaftet; die Mauern des Düsseldorfer Gefängnisses umfingen ihn, während die revolutionäre Bewegung in den folgenden Monaten auf- und abflammte und dann ganz erlosch. Die Anklage gegen Lassalle lautete, die Bürger zur Bewaffnung gegen die landesherrliche Gewalt aufgerufen zu haben. Die Unter-

Mayer, Lassalle-Nachlass. II

suchungshaft scheint ungebührlich lange hinausgezogen worden zu sein; wenigstens war dies die Ansicht der in Freiheit befindlichen Parteigenossen. In diese Haftzeit fallen die Nr. 6—12 des vorliegenden Bandes. In Nr. 6 taucht Lassalles vertrautester Jugendfreund Dr. Arnold Mendelssohn noch einmal auf. Ihm war, wie schon die Einführung zu dem ersten Bande hervorhob,¹⁾ die Freundschaft des dämonischen Jünglings zum Verhängnis geworden; so begreifen wir, daß er am 13. Oktober 1849 in einem Brief aus Wien Lassalle prophezeit: „Es ist geschrieben im Buche des Schicksals, daß Du Dich und Deine Umgebungen zugrunde richten solltest.“ Zwischen dem Gefängnis in Köln, wo Mendelssohn seine Strafe abbüßte, und dem in Düsseldorf, hinter dessen Gitterstäben Lassalle seiner verlorenen Freiheit nachtrauerte, während die rheinischen Städte sich erhoben und in der Pfalz und in Baden die Empörung auflohte, gingen häufige Briefe hin und her. Leider haben sich nur die uns weniger bedeutenden Mendelssohns erhalten. Aber auch sie reflektieren die Stimmung Lassalles, und wir begreifen: Unmut herrschte in ihr vor. Nicht widerstandslos fand er sich damit ab, daß die hohe Justiz ihn in entscheidungsreicher Stunde davor bewahren wollte, aufs neue gegen sie zu freveln. Nicht umsonst hatte er sich eine virtuosenhafte Vertrautheit mit dem rheinischen Recht erworben, während er die Prozesse der Gräfin führte. Nun ließ er — wie das seine Art war — alle Register spielen; nun verschwendete er alle Argumente seiner rabulistischen Beredsamkeit, nun bot er alle Mittel auf, die eine energische und furchtlose Natur in ungewöhnlicher Zeit nur irgend anzuwenden vermochte, um seine Befreiung zu erwirken, aber alles blieb vergeblich. Am 11. Dezember 1848 forderte er in einem langen Brief an den Instruktionsrichter Ebermaier, daß die Anklage zurückgewiesen würde. Diesen Brief veröffentlichte die Marxsche „Neue Rheinische Zeitung“ in ihrer Nummer vom 14. Januar 1849, und Lassalle selbst verbreitete sie in separaten Abdrücken. Aber der Instruktionsrichter lehnte im Auftrag der Ratskammer sein Verlangen ab, weil die Anklage auf ein Verbrechen laute und die Gründe, die er anführe, sie dieses Charakters nicht entkleideten. Nun bemühte er sich, wenigstens vorläufig gegen Kaution freigelassen zu werden; aber auch dieses Gesuch wurde am 17. Januar 1849 abgelehnt. Schon vorher hatte er sich unter Hinweis darauf, daß er nur Untersuchungsgefangener sei, energisch bemüht, in dem Blatt seiner Partei, der „Neuen Rheinischen Zeitung“, schreiben zu dürfen, und sich dafür auf das „Grundrecht der Preßfreiheit“, das auch die oktroyierte Verfassung garantierte, berufen (Nr. 7).

¹⁾ Ferdinand Lassalle, Nachgelassene Briefe und Schriften. Erster Band Briefe von und an Lassalle bis 1848. Stuttgart-Berlin 1921, S. 31.

In seiner unfreiwilligen Muße setzte Lassalle die Tätigkeit für die Sache der Gräfin Hatzfeldt, mit der er sich völlig identifizierte, soweit es ihm gestattet war, eifrig fort. Vor allem gehörte jetzt aber seine Zeit der Vorbereitung der eigenen Verteidigung. Vom Gericht erbat er die Überlassung des Audienzprotokolls seiner Kriminalprozedur. Aber der Generalprokurator Nicolovius in Köln glaubte am 30. März ihm dieses abschlagen zu müssen. Ihm antwortete er in einem in höchst kategorischem Ton gehaltenen ausführlichen Schreiben voll juristischer Deduktionen: Weshalb er jenes Protokoll verlangt habe? Weil es für ihn nützlich sei, diese Begründung habe zu genügen. „Ich verteidige mich auf meine Weise, und hat das öffentliche Ministerium hoffentlich kein Recht, mir die Art meiner Verteidigung vorzuschreiben.“ Auch begreife er nicht, wie der Generalprokurator sich herausnehmen könne, alle seine Eingaben mit einem lakonischen Nein zu beantworten, ohne die Gesetzesartikel anzuführen, auf die er sich dabei stütze. Eine solche Manier müsse mindestens den Schein der reinen Willkür hervorrufen. Wir leben aber nicht in der Türkei, sondern in einem soi-disant Rechtsstaat. Das möge der Generalprokurator künftig bei seinen Antworten beherzigen! Höflich hatte sich, das muß man zugestehen, der „hyrkanische Königstiger“ in diesem Schriftstück nicht ausgedrückt, und obgleich Herr Nicolovius, dem Zeitgeist huldigend, sich soeben in der „Kölnischen Zeitung“ das „hochwohlgeboren“ und „gehorsamst“ bei Eingaben verboten hatte, fühlte er sich doch gedrungen, in seiner kurzen, abschlägigen Erwiderung vom 2. April dem rebellischen Gefangenen zu bemerken: Wenn er sich keines anständigeren Tones befleißige, würden seine Eingaben hinfort überhaupt nicht beantwortet werden. Im Nachlaß finden sich noch Konzepte zu anderen Beschwerden Lassalles, die sich besonders gegen den Gefängnisdirektor Morret richteten, mit dem er auf äußerst gespanntem Fuße lebte. Es handelte sich dabei um einen sogar von Tätlichkeiten begleiteten heftigen Zusammenstoß, den er mit seinem Aufseher Dahl gehabt und an dem der Gefängnisdirektor selbst und sogar der Instruktionsrichter Ebermaier teilgenommen hatten. Von einer Wiedergabe der Dokumente wurde hier Abstand genommen, weil es Lassalle damals gelang, eine Darstellung des Vorgangs mitsamt den Glossen, die er daran knüpfte, aus dem Gefängnis herauszuschmuggeln und in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ zu veröffentlichen.¹⁾

Mit steigender Ungeduld wartete der Gefangene darauf, endlich vor die Geschworenen zu treten. Daß es so lange währte, schrieben die

¹⁾ Vgl. auch Eduard Bernsteins Erzählung in Ferdinand Lassalles Reden und Schriften, Berlin 1898, Bd. I, S. 195 ff.

Freunde, die zweimal beim Generalprokurator vorstellig geworden waren, auch diesen Vorgängen zu. Endlich am 5. Mai begannen die Verhandlungen; weil der Gerichtshof die Öffentlichkeit ausschloß, hat Lassalle, wie man weiß, die Assisenrede niemals gehalten. Um so eifriger wurde, nachdem die Freisprechung erfolgt war, die Broschüre verbreitet, von um so mehr Menschen gelesen. Aber der Freispruch durch die Geschworenen bedeutete noch nicht die Haftentlassung. Vor Berufungsrichtern sollte Lassalle sich noch wegen der Anklage verantworten, Staatsbeamten gewaltsam Widerstand geleistet zu haben. Die Zeit bis dahin — die Verhandlung fand erst im Juli statt — gehörte zu den erregtesten seines Lebens. Kaum hatte man ihn nämlich im Mai ins Gefängnis zurückgeführt, so war, wie in anderen benachbarten Städten, auch in Düsseldorf jene revolutionäre Bewegung ausgebrochen und schnell unterdrückt worden, zu welcher der Bruch der preußischen Krone mit dem Frankfurter Verfassungswerk das Signal gegeben hatte. Sofort nannte die öffentliche Meinung als einen Teilnehmer, der zur Waffe gegriffen hätte, den siebzehnjährigen Grafen Paul Hatzfeldt, das einzige bei der Mutter zurückgebliebene Kind der Gräfin, den späteren hervorragenden Mitarbeiter Bismarcks. Eine Korrespondenz aus Düsseldorf vermeldete es in der „Kölnischen Zeitung“ als „ziemlich sicher“, daß „eine gewisse Gräfin und ihre Freunde“ dem Ganzen nicht fremd geblieben seien. Paul Hatzfeldt geschah damals nichts. Wie es ihm in diesen bewegten Tagen erging, erkennen wir aus den hier abgedruckten Briefen Nr. 8—10, die ihm Lassalle aus dem Gefängnis in sein Versteck sandte.

Für Lassalle wurde seine Gefangenschaft vollends unerträglich, als am Abend des 20. Mai die Gräfin in ihrer Kölner Wohnung verhaftet und in Begleitung eines Polizeikommissars und zweier Gendarmen nach dem Arresthaus gebracht wurde. Offiziell geschah dies nun zwar nicht unter Hinweis auf ihre jüngste politische Betätigung. Schon vor mehr als Jahresfrist war sie zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt worden, weil sie in einer Klageschrift gegen ihren Gatten, die sie nach rheinischer Gepflogenheit hatte drucken lassen, zwei Schwestern Hons in Düsseldorf beleidigt haben sollte. Vergebens hatte Lassalle von einer Instanz an die andere appelliert; das Urteil war am 7. März 1849 rechtskräftig geworden. Weil aber die Gräfin sich bis dahin nicht gestellt hatte, so wurden die Vorgänge der letzten Wochen den Behörden jetzt zum Antrieb, um sie zur Abbüßung ihrer Strafe zu zwingen. Die Briefe, die Lassalle in dieser Zeit seiner Freundin, der Gefangene der Gefangenen, schrieb, werden künftig zeigen, wie das ihm so fremde Gefühl, nicht helfen zu können, selbst diesen Starken damals an den Rand der Verzweiflung führte. In dem vorliegenden Bande läßt schon der Brief Nr. 8, der an

den jungen Grafen gerichtet ist, erkennen, wie das ihm ebenso unfaßbare wie verhaßte Bewußtsein, der Frau, deren Beschützer er sein wollte, in der Stunde der Not nicht beispringen zu können, ihn fast versteinerte.

II.

Am 5. Juli 1849 verurteilte das Zuchtpolizeigericht Lassalle zu sechs Monaten Gefängnis, doch mit einer Kautions von 500 Rt. konnte er sich einen Aufschub des Strafantritts erwirken. Während er im Gefängnis saß, hatte die deutsche Welt wieder ein völlig anderes Gesicht angenommen. Er war jetzt frei, doch es war nicht mehr die Luft der Freiheit, die er einatmete. Überall hatte man die revolutionären Kräfte überwunden und ihre Organe aufgelöst; auch die „Neue Rheinische Zeitung“ lebte nicht mehr, in deren Redakteuren Lassalle seine nächsten politischen Gesinnungsgenossen gesehen hatte.¹⁾ Marx, Engels, Schapper, Wilhelm Wolff, Ernst Dronke waren ins Ausland geflohen, und nur Männer, die von ihnen nicht als voll genommen wurden, servierten noch in der „Westdeutschen Zeitung“ einen schwachen und schalen Aufguß des überstarken Tranks, den sie dem rheinischen Volke zu kredenzen gewagt hatten. Der Referendar Heinrich Bürgers zählte zwar schon seit 1844 zu der damals noch kleinen Gruppe der deutschen Kommunisten, aber in der Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung“ hatte der nicht unintelligente, doch reizbare und wenig arbeitsame „sanfte Heinrich“ niemals Figur gemacht; von dem Referendar Hermann Becker vollends durfte Marx mit Recht sagen, der Schlaue sei nur ein Epigone der Revolution. Zu Bürgers und Becker hatte sich nach der Flucht jener bedeutenderen Erscheinungen noch als dritter der Referendar Müller-Telling gesellt, der während der Revolution von Wien aus der „Neuen Rheinischen Zeitung“ „übertrieben gewaltrevolutionäre“²⁾ Berichte geschickt hatte. In seinen Briefen an Lassalle, die hier abgedruckt werden (Nr. 13 und 16—18), enthüllte er sich als ein Mensch ohne Substanz. Noch wenige Monate, bevor er starb, charakterisierte der alte Friedrich Engels ihn als einen „Krakeeler erster Klasse“. In Köln kompromittierten Telling seine Artikel in der „Westdeutschen Zeitung“ bald bei der Polizei, er überwarf sich mit Becker, von dem

¹⁾ Vgl. hierzu: Ferdinand Lassalle, Nachgelassene Briefe und Schriften. Bd. III. Der Briefwechsel zwischen Lassalle und Marx, Berlin und Stuttgart 1922. Einführung S. 2 ff.

²⁾ Engels an Victor Adler 9. Januar 1895 in Victor Adlers Aufsätze, Reden und Briefe. Erstes Heft: Victor Adler und Friedrich Engels, Wien 1922. Engels irrt übrigens, wenn er dort Telling erst Ende 1849 in Köln eintreffen läßt.

er sich verraten glaubte, wurde, wegen Majestätsbeleidigung verfolgt, von der Gräfin Hatzfeldt und Lassalle in ihrem Hause längere Zeit versteckt gehalten und entfloh dann ins Ausland. Schon in seinem Düsseldorfer Asyl begann er eine gegen Becker gerichtete Broschüre; er vollendete sie in Brüssel und schickte am 14. November den letzten Teil des Manuskripts an Lassalle, dessen Assisenrede plagiiert zu haben er Becker unter anderem bezichtigte. Durch eine Nebeneinandersetzung der parallelen Stellen wünschte Tellinging dies dem Auge sichtbar zu machen. Am 3. November noch bat er Lassalle, den betreffenden Abschnitt abzufassen oder durch Bürgers, der um diese Zeit Hauslehrer bei dem jungen Grafen Paul Hatzfeldt war, abfassen zu lassen. Die Broschüre erschien 1850 unter dem Titel „Westdeutscher Zeitungsjammer“ bei der Schaubschen Buchhandlung in Düsseldorf.¹⁾

In den Differenzen zwischen Becker und Tellinging hat ebenso wie Lassalle²⁾ auch Marx dem ehemaligen Korrespondenten seines Blattes recht gegeben. Tellinging siedelte kurz darauf nach London über und berichtete Lassalle, daß Marx und die anderen ehemaligen Redakteure der „Neuen Rheinischen Zeitung“ gegen Becker aufgebracht seien, weil jener ebenso wie seinen Namen auch den Ferdinand Wolffs, der nun für die „Westdeutsche Zeitung“ aus Paris korrespondierte, der Polizei verraten habe. Tellinging hatte in einer für den Gastgeber gefährlichen Situation Lassalles Gastfreundschaft genossen, er hatte bei der Herstellung seiner Broschüre dessen Dienste fortlaufend in Anspruch genommen. Das hinderte ihn nicht, gleichzeitig, noch von Brüssel aus, sich, keineswegs harmlos, in einem Brief an Marx vom 2. November über dieses „animal disputax“ lustig zu machen und hochfahrend zu erklären, daß er ihn und die Gräfin von vornherein zu allen Teufeln gewünscht habe. Lassalles politische Divination sei nicht weit her, urteilte er, er disputiere noch und habe noch die Albernheit, hie und da zu meinen, die Justiz oder ein anderes politisches Korps müsse sich in gewissen Formen bewegen, könne gewissen Prinzipien nicht ins Antlitz schlagen.³⁾ In London überwarf sich Tellinging bald auch mit Marx und Engels „wegen einer unbedeutenden persönlichen Geschichte, die bei etwas weniger Verkehrtheit seinerseits durch zwei Minuten Gespräch auszugleichen war“.⁴⁾ Auch gegen sie

¹⁾ Ein Exemplar der gedruckten Schrift war dem Herausgeber nicht zugänglich, wohl aber ein beträchtlicher Teil des Manuskripts, das bei Lassalle liegen blieb.

²⁾ Vgl. Lassalle an Marx, 24. Oktober 1849, a. a. O. S. 17.

³⁾ Vgl. Franz Mehring in: Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle, Bd. IV, Stuttgart 1902, S. 16 f.

⁴⁾ Engels an Viktor Adler a. a. O. S. 117.

schrieb er, wie Engels an Victor Adler berichtet hat, alsbald eine Broschüre: Vorgeschmack der Diktatur von Marx und Engels;¹⁾ danach wanderte er nach Amerika aus und ist hier verschollen.

III.

Mehr Anerkennung als bei dem windigen Telling erntete Lassalle für seine Hilfsbereitschaft bei jenen ernsthafteren Mitgliedern der rheinischen Demokratie, die beim Zusammenbruch der Revolution ins Ausland geflohen waren oder ihre Freiheit verloren hatten. Besonders diese zu unterstützen betrachtete „der Letzte der Mohikaner“, wie er sich von jetzt ab gern nannte, in den schweren und drückenden Jahren der Reaktion, die nun folgten und ihn zu politischer Untätigkeit verdammten, als eine Parteipflicht, die er sich ans Herz nahm. Am energischsten betätigte er sie gegenüber den Opfern jenes Kölner Kommunistenprozesses, der, wie Friedrich Engels richtig bemerkt hat, die erste Phase der kommunistischen Bewegung in Deutschland zum Abschluß brachte. Eine wirklich aktenmäßige Darstellung dieses wichtigen Prozesses und der Vorgänge und Verhältnisse, die mit ihm zusammenhängen, wäre noch heute eine wissenschaftlich lohnende Aufgabe. Die Verhandlungen, die vom 4. Oktober bis 12. November 1852 in Köln stattfanden, verfolgte Lassalle, der dem Schauplatz so nahe lebte, mit nicht minderer Spannung als in ihrem sicheren Londoner Exil Freiligrath, der sich der Verurteilung durch die Flucht entzogen hatte, und Karl Marx, bei dem die Fäden zusammenliefen. Es war ein halbes Wunder, daß die rheinische Justiz damals nicht auch an dem jungen schlesischen Juden, der ihr mit seinen ewigen Prozessen das Leben sauer machte und sich öffentlich zur roten Republik bekannte, ihr Mütchen kühlen konnte. Davor, daß er sich bei den Maiunruhen compromittierte, hatte sie ihn behütet, damals, als sie trotz des Freispruchs durch die Assisen ihn wegen des geringeren Delikts weiter in Untersuchungshaft ließ. Daß er jetzt beim Kommunistenprozeß wiederum äußerlich nicht beteiligt war, daß er auch dieses Mal dem Exil oder jahrelanger schwerer Haft entging, dankte er dem Mißtrauen und der Mißgunst jener Parteigrößen zweiten Ranges, die ihm „wie Leichensteine auf dem Grabe großer Männer“, erschienen oder, was Telling ihm nachsprach, wie erbende Kuckucke, die sich in dem von Marx und seinen Myrmidonen verlassenen Neste gebettet hatten. Namentlich Heinrich Bürgers und Hermann Becker kamen sich als Mitglieder der

¹⁾ Ob diese Broschüre wirklich im Druck erschienen ist, ließ sich bis jetzt nicht feststellen.

Zentralbehörde des Kommunistenbundes — eine Würde, die sie bekanntlich nur den Zwistigkeiten zwischen den beiden Londoner Richtungen verdankten — sehr wichtig vor. Ihrem Selbstgefühl wäre es nicht zuträglich gewesen, wenn sie mit dem freilich noch selbstbewußteren, aber an moralischer und geistiger Potenz ihnen überlegenen Lassalle ihren Einfluß hätten teilen müssen. So konnte es ihnen nur erwünscht sein, daß der Held des Kassettenprozesses, der Generalbevollmächtigte einer Gräfin damals selbst in den Kreisen der engeren Parteigenossen noch mit Mißtrauen betrachtet wurde, daß man ihn als „egoistisch“ verschrie und ihm zutraute, er würde, wenn ihm von der herrschenden Gewalt Vorteile geboten würden, den Kommunismus verleugnen. Diese Auffassung, daß Lassalle es mit der Arbeiterpartei nicht aufrichtig meine, machte sich Bürgers zunutze, um den bisherigen nahen Freund, der gegen den reizbaren Taktfehler begangen haben mochte, die größere politische Macht, über die er jetzt verfügte, eindringlich empfinden zu lassen. Der Briefwechsel zwischen ihnen, der hier mitgeteilt wird, wirft neues Licht auf die bisher noch etwas im Dunkel gebliebenen Vorgänge, die Lassalles Eintritt in den Kommunistenbund verhinderten.¹⁾ Ganz besonderer biographischer Wert kommt dabei dem Brief Nr. 28 zu, in dem der junge Lassalle seine Auffassung von der Aufgabe und den Pflichten des Parteipolitikers in glänzenden Formulierungen darlegt. In dem absichtlich beleidigenden Briefe von Bürgers an ihn, der vorausging (Nr. 36), treffen wir „das bekannte clair obscur“ wieder, das Friedrich Engels als einen integrierenden Teil des Bürgersschen „Räsonnements“ betrachtete. Wie tief Lassalle bei der hohen Auffassung von Freundschaft, die ihm zeit seines Lebens eigen war, sich durch den Affront, der ihm von Bürgers angetan wurde, gekränkt fühlte, bezeugt seine Antwort (Nr. 28). Das war im April 1851. Wenige Wochen später befand sich, mit den anderen Mitgliedern der Zentralbehörde eines hochverräterischen Komplotts gegen den preußischen Staat angeklagt, Heinrich Bürgers hinter den eisernen Riegeln des Kölner Zellengefängnisses.

Was eben noch zwischen ihnen gestanden hatte, war für Lassalle von Stunde ab wie weggeweht. Er schrieb Ende Juni an Marx, daß der arme Bürgers ihm am meisten leid täte, weil er seiner ganzen Persönlichkeit nach durch eine Haft am meisten leiden müsse. „Ich schrieb

¹⁾ Bei Franz Mehring, *Der Bund der Kommunisten*, „Neue Zeit“ 29, 2. (1911), findet man den Brief Rösers an Marx vom 18. Juni 1851, der im Auftrag des Zentralkomitees Lassalles Aufnahme in den Kommunistenbund, die Marx angeregt hatte, ablehnt, weil Lassalle „noch immer aristokratische Grundsätze hegt und für das allgemeine Wohl der Arbeiter nicht so begeistert ist, wie er sein sollte“. Vgl. auch Bermbachs Brief an Marx bei Mehring, *Aus dem literarischen Nachlass von Marx, Engels, Lassalle* Bd. IV S. 45.

Dir zwar neulich, daß ich von ihm verletzt, mit ihm zerfallen wäre; aber natürlich habe ich den ganzen persönlichen Bettel sofort vergessen, als ich den Schlag erfuhr, der ihn getroffen.“¹⁾ Hier zeigte sich die alle Schlacken egoistischer Begrenztheit von sich schleudernde Objektivität Lassalles, des Menschen wie des Politikers, in hellem Licht. In den Augen der Zeitgenossen, die den Kommunistenprozeß mit Spannung verfolgten, bedeutete der Verlauf der Verhandlungen einen fast vollständigen Zusammenbruch der Anklage. Das hinderte nicht, daß die von der Behörde im voraus sorgfältig ausgesiebten Geschworenen wegen versuchten Hochverrats den Zigarrenarbeiter Peter Gerhard Röser, den Schneider Peter Nothjung und Bürgers zu sechs Jahren Festung verurteilten. Hermann Becker, der spätere Oberbürgermeister von Köln, sowie der Chemiker Karl Otto und der Handlungsgehilfe Wilhelm Joseph Reiff mußten auf fünf Jahre in die Festung wandern. Was sich später bei ähnlicher Gelegenheit öfter wiederholt hat, zeigte sich jetzt: Anfänglich flossen aus den Kreisen engerer und weiterer Gesinnungsgenossen den Familien der Verurteilten und ihnen selbst in einer leidlich organisierten Form und in regelmäßigen Abständen Geldunterstützungen zu. Aber je vollkommener sich in den Kreisen der Märzdemokraten der politische Katzenjammer auswirkte, um so geneigter wurden sie, die Erinnerung an alles, was mit der Revolutionszeit zusammenhing, zurücktreten zu lassen. So kam es, daß Klagen und Bittbriefe der Festungsgefangenen aus Stettin und Glatz, aus Kosel und Weichselmünde immer häufiger zu Lassalle gelangten. Von ihm wenigstens wußten sie, daß er den Idealen von 1848 nicht untreu geworden, daß er nicht der Mann war, aus Bequemlichkeit oder Schlawheit der Gesinnung sich seinem Versprechen zu entziehen. Wie sehr das Los der Verurteilten ihm am Herzen lag, wird aus vielen Stellen seiner Korrespondenz ersichtlich. Dankesbriefe von Bürgers und Hermann Becker, von Nothjung, Röser und Reiff bewahrt der Nachlaß auf. Nach seiner Freilassung bezeichnete Röser ihn als den einzigen, der ihn mit wahrhafter und aufopfernder Teilnahme unterstützt, der in all den vielen Leidensjahren am liberalsten für ihn gesorgt habe.²⁾ Bezeichnend für Lassalles Gewissenhaftigkeit ist ein Brief, den er bald nach seiner Übersiedlung nach Berlin an die Gräfin Hatzfeldt, die in Düsseldorf zurückgeblieben war, richtete. Er bat sie darin, an Kichniawy das Geld für Frau Röser zu geben. „Legen Sie auch meinen Beitrag aus, den ich Ihnen mit Dank zurückerstatten werde. Es liegt mir sehr viel daran, daß mein Wort erfüllt bleibt . . . Die Sache liegt mir sehr am Herzen, da ich, wie Sie wissen, auf nichts in der Welt größeren Wert lege, als auf die skrupellose Erfüllung meines Wortes.“

¹⁾ Ferdinand Lassalle, Nachgelassene Briefe und Schriften, Bd. III, S. 32.

²⁾ Röser an Lassalle 22. Januar 1859.

Als die Strafen der Verurteilten endlich verbüßt waren, lebte das deutsche Bürgertum bereits in den hoffnungsfrohen Tagen der neuen Ära. Bei den Juristen Bürgers und Becker war inzwischen ebenso wie bei ihrem so viel bedeutenderen ehemaligen Bundesbruder Johannes Miquel die rote Gesinnung der Revolutionszeit zu einem kaum noch wahrnehmbaren Rosa verblaßt, das sie durchaus nicht mehr hinderte, in den Reihen des Nationalvereins, dessen Tendenz Lassalle bekämpfte, ihren Platz einzunehmen. Die beiden Proletarier Röser und Nothjung hingegen blieben der alten Fahne treu, bis Lassalle das rote Banner aufs neue entfaltete. Aber die lange Festungshaft hatte von der Energie, die sie in den Revolutionstagen an die Spitze ihrer Klassengenossen geführt hatte, wenig übrig gelassen. Röser, der nach einem Wort von Friedrich Engels im Kommunistenprozeß das Abiturientenexamen der Sozialdemokratie glänzend bestanden hatte, starb 1867 arm und verlassen in seiner Heimatstadt Mülheim an der Ruhr.¹⁾ Nothjung war es mit Lassalles Hilfe geglückt, sich in dessen Heimatstadt eine neue Existenz zu gründen; aber auch er vermochte dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein, dessen erster Bevollmächtigter in Breslau er war, keine namhaften Dienste mehr zu leisten.

Eine erfreuliche Erscheinung war der Färbereiarbeiter Ferdinand Kichniawy, von dessen Briefen an Lassalle einige hier abgedruckt werden. Wie Röser und Nothjung gehört auch er in die vorderste Reihe der ersten Generation deutscher Proletarier, die mit politischen Mitteln auf die Hebung und Befreiung ihrer Klasse hinwirkte. In den Jahren der Reaktion, die Lassalle in Düsseldorf erlebte, war Kichniawy dort sein zuverlässigster politischer Vertrauter und wohl das wichtigste Bindeglied zwischen ihm und den radikalen Elementen der Arbeiterklasse. Kichniawy sammelte den Kreis, vor dem Lassalle in seinem Düsseldorfer Heim die Vorträge über die Geschichte der sozialen Bewegung hielt, die der Schlußband dieser Publikation ans Licht ziehen wird; er war es, der Lassalle fortdauernd über die in den Arbeiterkreisen herrschende Stimmung unterrichtete und der auch in diesen das Verständnis wachhielt für das, was sie an Lassalle besaßen und was sie in Zukunft von ihm erhoffen konnten. Leider haben sich nur die Briefe Kichniawys an Lassalle erhalten. Er besaß in dem Graveur Eduard Hoppe einen nahen Freund, der später nach Belgien auswanderte. Von dessen Witwe hörte der Herausgeber vor langen Jahren in Brüssel, daß Lassalles Briefe an den intelligenten Arbeiter in die Hände des Schrift-

¹⁾ Vgl. Georg Schumacher in der „Bergischen Arbeiterstimme“ vom 23. Mai 1913. Das endgültige Urteil über Röser's politischen Charakter steht noch aus. Vgl. dazu unten Nr. 91, S. 188, Anmerkung.

stellers von Hesse-Wartegg gelangt seien, der sie anscheinend nicht veröffentlicht hat.

Lassalles Briefwechsel mit Marx und Engels konnte schon vor dem hier vorliegenden zweiten Band der Publikation als deren dritter Band der Öffentlichkeit übergeben werden. Die Einführung zu ihm mag zur Ergänzung des an dieser Stelle Mitgeteilten herangezogen werden. Auch mit der Mehrzahl der anderen Redakteure der „Neuen Rheinischen Zeitung“ blieb Lassalle, der ja beinahe als der einzige aus dem Kreise der rheinischen Roten während der Reaktionszeit im wesentlichen unbehindert im Rheinlande leben durfte, in schriftlichem Verkehr. Die Briefe von Weerth (Nr. 30), von Wilhelm Wolff (Nr. 44) und von Ernst Dronke (Nr. 19 und 31) bedürfen keines besonderen Kommentars. Viel ist auch nicht zu sagen über den Brief Lassalles an Heinrich Heine, dessen leider nicht vollständiges Konzept hier zum erstenmal abgedruckt wird (Nr. 23). Bereits die Einführung zum ersten Bande¹⁾ hatte geschildert, wie Lassalles Geist von früh an auf das Phänomen Heine reagierte, wie der Mensch Lassalle, schon bevor beide sich kennen lernten, und erst recht danach, sich zu dem Menschen Heine stellte, im Zeichen welcher tropischen Sonne Freundschaft zwischen ihnen aufschloß, und wie rasch diese Freundschaft hinwelkte. Wie Heine in späteren Jahren über Lassalle dachte, ergibt sich aus dem Brief an seinen Bruder Gustav, der dort herangezogen wurde. Als Lassalle sich 1855 in Paris aufhielt, hat er Heine noch ein letztes Mal wiedergesehen. Er berichtet über seinen Besuch in einem Brief an Marx vom Anfang Juli.²⁾ Für die allerfrüheste Zeit von Lassalles Verhalten zu Heine wurde seither an anderer Stelle einiges Ergänzende mitgeteilt.³⁾

IV.

Auch von Graf Clemens von Westphalen war bereits in der Einführung zum ersten Bande der Nachgelassenen Briefe und Schriften ausführlicher die Rede.⁴⁾ Seine Briefe, die dort mitgeteilt wurden, ließen erkennen, daß dieser streng katholisch gesinnte Magnat 1847 in einer Stunde großer Bedrängnis der Gräfin Hatzfeldt mit der beträchtlichen Summe von 17 000 Rt. zu Hilfe gekommen war und im Vertrauen auf seine Verbindungen mit hohen und höchsten Sphären einen entschiedenen, wenn auch vergeblichen Versuch unternommen hatte, die Lage der Ver-

¹⁾ S. Bd. I, S. 36 ff.

²⁾ A. a. O. S. 100.

³⁾ Gustav Mayer, Lassalles erster Schritt in die Öffentlichkeit, Unterhaltungsbeilage der Breslauer Zeitung 11. April 1921.

⁴⁾ A. a. O. S. 43.

folgten zu verbessern und sie mit ihrer Familie auszusöhnen. Dem Wirken dieses repräsentativen Vertreters des stolzen und reich begüterten hohen westfälischen Adels müßte einmal ausführlicher nachgegangen werden. Im Landtage der Provinz gehörte Clemens von Westphalen mit dem Grafen von Landsberg-Velen, seinem nahen Verwandten, zu den ganz wenigen nicht gefürsteten Mitgliedern, die — wie vor ihnen nur der Freiherr vom Stein — im ersten Stande mitstimmen durften. Wie großen Ansehens er sich erfreute, erkennt man auch daraus, daß er von 1858 bis 1864 die Würde eines Landtagsmarschalls bekleidete. In einem Werk über die provinzielle Selbstverwaltung Westfalens, das 1809 erschien, findet sich ein Porträt dieses Mannes. Man blickt in ein ernstes, nachdenkliches, geistig verfeinertes, wenn auch nicht eigentlich bedeutendes Gesicht; an beiden Seiten des Kopfes drängt weißes Haupthaar überbreit hervor, und der graue Schnurr- und Backenbart verraten die sorgfältigste Pflege. Aus dem Brief Westphalens an Lassalle vom 1. Juli 1853 (Nr. 39) geht hervor, daß er Anfang August 1848 in Düsseldorf geweilt hatte und in dem fatalen Kassettenprozeß in Köln als Leumundszeuge für Lassalle aufgetreten war. Von hier war er nach Frankfurt weitergereist, wo das deutsche Parlament tagte. Ein Brief, den er am 28. August über die Eindrücke, die er dort gewann, an die Gräfin Hatzfeldt richtete, läßt erkennen, wie dieser Aristokrat, der über die staatlichen, kirchlichen und sozialen Dinge wenigstens mit dem Streben nach Unbefangenheit nachdachte, über die homines novi urteilte, die sich in seinen Augen zu plötzlich anmaßten, Deutschlands Geschicke lenken zu können: „Innerhalb und außerhalb der Paulskirche,“ schrieb er, „geben sich die guten Herren so, als wenn die Weltgeschichte durchaus auf ihre Beschlüsse wartete. Verglichen mit den Gesetzgebern und Machthabern des ancien régime machen sie einem — und zwar auf allen Bänken, den Eindruck von fast noch größerer — naiverer Insouciance. Es war mir das eine Bestätigung jener von mir längst anerkannten Wahrheit, daß die menschlichen Verhältnisse wohl in ihren Formen, — nie aber in ihrer Wesenheit sich ändern.“

Westphalen redet in diesem Briefe Sophie von Hatzfeldt mit ihrem Vornamen an und unterschreibt sich als ihr aufrichtiger Freund. Dennoch nistete sich kurz darauf zwischen ihm und der Gräfin und ihrem ihn lebhaft interessierenden geistvollen Generalbevollmächtigten ein vollständiges und hartnäckiges Schweigen ein. Die große Aussprache, die Lassalle fünf Jahre später, als er die Wiederanknüpfung versuchte, herbeiführte, läßt klar gewahr werden, daß in hohem Maße die Teilnahme der Gräfin und Lassalles an der demokratisch-revolutionären Bewegung des Herbstes 1848 und des Frühlings 1849 ihn bestimmt hatten, die Beziehungen einschlafen zu lassen. „Ich dachte einmal, ich könnte Ihnen

helfen, und war dazu bereit," schrieb Westphalen im August 1853 an Sophie von Hatzfeldt, „doch bin ich hierin meiner Selbstüberschätzung gewahr geworden und das Jahr 48 und die Partei desselben, der Sie sich damals anschlossen und die das grade Gegenteil: Haß, Rache und Verfolgung proklamierte, ließen mich Sie auf diesem Wege Ihr Glück zu versuchen sehen.“ Zu diesem politischen Motiv kam aber, wie seine Briefe deutlich zeigen, noch ein anderes. Sein eigener Versuch, der Gräfin Ruhe und eine gesicherte Existenz zu erstreiten, war gescheitert, seit dem Zusammenbruch der Revolution hatte sich ihre Lage fortgesetzt verschlechtert, in jedem der vielen Prozesse, die sie führte, war sie unterlegen, das einzige ihrer Kinder, das zu ihr gehalten hatte, schien sich von ihr abgewandt zu haben; Westphalen, „der Gerechte“, wie die Gräfin ihn nannte, aber war kein Plato, der gerade der besiegten Sache Gunst und Interesse bewahrte. Der Fall der Gräfin war in den Augen dieses genauen Beobachters der Höhen und Tiefen sozialen Erlebens zu einem hoffnungslosen geworden, von dem sich zurückzuziehen moralische Bequemlichkeit, gesellschaftliches, vielleicht auch wirtschaftliches Interesse ihm gleichmäßig geboten. In den Sätzen, mit denen Westphalen am 26. August 1853 den Wiederanknüpfungsversuch der Freundin mehr ablehnte als ermunterte, verdunkelt der herzlich teilnahmevolle Ton, den er hier noch anspricht, die Selbstgerechtigkeit, die sich hervordrängt, keineswegs. Mochte es noch erlaubt sein, der von allen Teufeln Gehetzten zu schreiben, sie kenne ihn nicht, sie werde ihn nie begreifen, weil sie so unglücklich sei wie er glücklich. Daß er dieser Frau in ihrer schweren Lage seine „bescheidene nur auf sich selbst begründete Zufriedenheit“ als das Ideal hinstellte, dem sie in ihrem „freudlosen Leben“ nicht gefolgt wäre, berührt peinlich. So redet zu Freunden, die sich im Unglück befinden, doch wohl nur, wer sich von ihnen zurückziehen will. Das beabsichtigte Westphalen in der Tat. Auch der großen Beredsamkeit, die Lassalle in den hier zum Abdruck kommenden Briefen verschwendete, gelang es nicht, den in der eigenen egoistisch umgrenzten Lebenssphäre fest verschanzten angehenden Fünfziger ein zweites Mal zu einer Handlung zu vermögen, die ihn unter Umständen aus dem Kreis der engen Standeskonvention herausführen konnte.

Daß gewisse äußere Beziehungen sich von nun an wiederherstellten, lag im Wesen des geschäftlichen Verhältnisses, das zwischen ihnen schwebte. Namentlich wurde jetzt auf Lassalles Betreiben über das Darlehen, das Westphalen 1847 der Gräfin bedingungslos gewährt hatte, ein Dokument aufgenommen, das den Grafen für den Fall ihres Todes sicherstellen sollte. Lassalle hatte in seinen Briefen (Nr. 35 ff.) die finanziellen Aussichten der Freundin ausführlich dargelegt. Daß er hierbei nicht schönfärberisch verfahren war, erwies sich noch früher, als er

selbst angenommen hatte. Nachdem es ihm gelungen war, unter Beihilfe des Polizeipräsidenten von Faldern, Franz August von Stockum, den Geschäftsführer des Grafen an dem Abschluß eines Vergleichs finanziell zu interessieren,¹⁾ kam am 11. August 1854 zwischen dem gräflichen Ehepaar, das so viele Jahre miteinander prozessiert hatte, endlich ein Abkommen zustande, das der Gräfin für den Rest ihres Lebens eine sorgenfreie äußere Existenz sicherte. Dieser Erfolg machte auf Westphalen Eindruck; er versäumte nicht, zu dem „siegreich geendeten Kampfe“ seinen Glückwunsch auszusprechen, er besuchte wiederum die Gräfin in Düsseldorf, und auch zwischen ihm und Lassalle kam es zu einer Aussprache, die wohl auch jene Mißhelligkeiten beseitigen sollte, die sich zwischen dem frommen und autoritätsgläubigen Katholiken und dem überzeugten Revolutionär in den letzten sechs Jahren herausgebildet hatten. Wir müssen bedauern, daß sich im Nachlaß weder das Konzept jenes „Monstrebriefes“ fand, worin Lassalle dem Aristokraten seine Auffassung der Begriffe Revolution und Revolutionär auseinandersetzte, noch die Antwort, die Westphalen in seinen Briefen vom 9. Juni und 9. August in sichere Aussicht gestellt hatte. Überhaupt fehlt es an Anhaltspunkten, die über die ferneren Beziehungen zwischen den beiden genauere Auskunft geben könnten. Daß ein temperierter freundschaftlicher Verkehr zwischen Westphalen und der Gräfin fortbestand, erfährt man aus ihren Briefen an Lassalle.

V.

Für Lassalle bedeutete bekanntlich der Abschluß der unendlich langen Prozeßära, die fast alle seine Kräfte verschlungen hatte, Befreiung und Erlösung. Ihm hat es immer als das oberste sittliche Gesetz gegolten, sein einmal gegebenes Wort auch unter den schwierigsten Umständen zu halten. Wenn er sich schon den Verurteilten im Kommunistenprozeß gegenüber gebunden fühlte, wie ganz anders unfrei mußte er sich empfinden, solange der großen Freundin seines Lebens ihr Recht nicht zuteil geworden war. Jetzt hatte er es ihr erstritten, jetzt war er endlich frei, er gehörte sich selbst wieder. Nun regten sich aber auch stürmisch der seinem Wesen tief eingeborene Ehrgeiz, den er Jahre hindurch zurückgedrängt hatte, und sein auf objektive Werte gerichteter Betätigungsdrang. Hohe Zeit erschien ihm, daß die Menschen erführen, daß er noch mehr verstünde, als zu prozessieren, daß höhere

¹⁾ Im Sommer 1855 berichtete die Gräfin von Marienbad aus an Lassalle, der sich in Paris befand, daß Stockum wegen betrügerischen Bankrotts und wegen Fälschung zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt und daß von Faldern nach Frankreich entflohen sein soll.

Werte in ihm steckten, als eine geschwätzig Fama ihm bis dahin zutraute. Für den Kampf gegen Graf Edmund von Hatzfeldt hatte sich Düsseldorf als Hauptquartier geeignet; um sich in Wissenschaft und Politik einen Namen zu erwerben, bedurfte er Berlins. Bevor er jedoch den entscheidenden Anlauf nahm, um die Hindernisse zu überwinden, die seine Vergangenheit in dieser Zeit der Reaktion hierfür bedeutete, trat er im Herbst 1856 eine Reise nach dem Orient an. Die Berichte, die er dort für die Gräfin und seine Eltern niederschrieb, später aber auch Marx mitteilte, werden erst in dem letzten Bande dieser Publikation erscheinen, der den Nachgelassenen Schriften, Aufsätzen und Fragmenten Lassalles gewidmet ist. Die privaten Briefe, die er von unterwegs absandte, waren hauptsächlich an die Gräfin Hatzfeldt gerichtet, von der er sich jetzt zum erstenmal seit 1847 auf längere Zeit getrennt hatte. Viel und ernsthaft hat der Herausgeber sich gefragt, ob er die zahlreichen Briefe, die Lassalle von nun ab an die Gefährtin seines Lebens und seiner Kämpfe richtete, chronologisch einreihen, also durch die verschiedenen Bände der Ausgabe verstreuen sollte. Am Ende hat er sich dazu nicht entschließen können: es erschien ihm unter wissenschaftlichem Gesichtspunkt ergiebiger, aber auch aus Gründen der Pietät angemessener, den schriftlichen Austausch dieser beiden Seelen, die das Schicksal auf eine so ganz singuläre und mit keinem banalen Maßstab erfäßbare Weise verkettet hatte, in kontinuierlicher Form vor die Nachwelt zu bringen. Der vierte Band der Publikation, der bald folgen soll, wird diesem Briefwechsel gewidmet sein.

Neujahr 1857 kehrte Lassalle aus dem Orient zurück, fest entschlossen, fortan kein noch so großes Hindernis zu respektieren, das ihn von dem Weg zu wesenhafter, objektiver Betätigung, zu Ansehen und Ruhm zurückzuhalten drohte. Für seinen „Kampf um Berlin“, den auf Grund der Akten zuerst Paul Baillieu 1903¹⁾ dargestellt hat, ebenso wie für alles andere, was sich auf die wichtigsten Zusammenhänge in Lassalles äußerem und erst recht in seinem inneren Leben bezieht, sei hier auf Hermann Onckens glänzende Biographie verwiesen. Der Nachlaß bewahrt noch einige Konzepte, die bei Baillieu nur erwähnt werden und die doch manches Charakteristische oder sonst Wissenswerte enthalten. Darunter befindet sich auch eine Eingabe Lassalles an den Polizeidirektor Raffel in Düsseldorf, die er noch vor dem Antritt seiner großen Reise, am 5. August 1856, abgesandt hatte. Er habe gehört, schrieb er hier, daß seiner Niederlassung in Berlin nicht sowohl seine allgemeine politische Richtung im Wege stünde, wie eine Verleumdung, die seinerzeit der Geschäftsführer des Grafen Hatzfeldt, Herr von Stockum, verbreitet

¹⁾ In der „Deutschen Rundschau“ Jahrgang 29 (Juni 1903).

habe, deren Lügenhaftigkeit zu beweisen er sich aber anheischig mache. Man habe ihn beschuldigt, im August 1848, als unmittelbar nach seiner Freilassung aus dem Gefängnis der König Düsseldorf besuchte, „die Straßensoldaten zum Werfen mit Unrat usw. gedungen“ zu haben. Auch wenn es keine wissenschaftliche Lebensfrage für ihn wäre, nach Berlin zu ziehen, müsse er es für eine Ehrenpflicht gegen sich selbst halten, eine solche seiner durchaus unwürdige Verleumdung zu widerlegen. Ihn hätte immer eine „höhere und großartigere, jedenfalls rein prinzipielle Auffassung des geschichtlichen Entwicklungskampfes“ geleitet, und diese hätte ihn eigentlich davor bewahren müssen, eines Straßensoldatenstreiches für fähig gehalten zu werden, der „selbst dem eifrigsten Konservativen nicht ferner liegen könne als einem Manne, der gewohnt ist, die Demokratie als einen großen und tiefsten Kampf um ewige Prinzipien, Ideen und Menschheitszwecke“ aufzufassen. Nachdem er dies voraus bemerkt hat, versucht Lassalle, eine Art Alibibeweis beizubringen: er sei erst am Vorabend jenes Tages um zehn Uhr in Begleitung der Gräfin und seines Vaters in Düsseldorf eingetroffen, wo er sich während der Revolution keinen Tag und auch sonst bis dahin immer nur ganz vorübergehend aufgehalten hätte, wo er also mit den demokratischen Elementen, die sich erst seit dem März herausgewagt hätten, noch keine Beziehungen anzuknüpfen in die Lage gekommen wäre. Aber die Eingabe blieb erfolglos. Am 31. August berichtete Herr Raffel seiner vorgesetzten Behörde in Berlin, eine erneute Untersuchung könnte kein bestimmtes Resultat haben. Die *Vox populi* bezeichne Lassalle nach wie vor als den intellektuellen Anstifter jener Insulten. —

Im April 1857 tauchte Lassalle in Berlin auf. Er hatte, wie das seine Art war, keinen Kraftaufwand gescheut, keine Verbindung, die nur irgend Erfolg versprach, ungenutzt gelassen und dennoch nur eine sechsmonatliche Aufenthaltserlaubnis erwirkt, die darauf beschränkt war, daß er sich einer Augenkur bei Albrecht von Gräfe unterziehen und sein Werk über Heraklit, das seit 1846 zu dreiviertel ausgearbeitet dalag, zum Druck befördern durfte. Aber er ließ sich nicht dadurch beirren, daß sein Verweilen in Berlin auf so schwankendem Grunde ruhte: er richtete sich trotzdem alsbald auf großem Fuße häuslich ein und ließ sich seine große, prachtvolle Bibliothek, von der er nicht lange getrennt leben konnte, aus Düsseldorf nachschicken. Wenige Politiker der Zeit sind häufiger von der Polizei behelligt worden, wenige haben mehr mit ihr zu schaffen gehabt als er; aber kaum einer hat es besser verstanden, sich mit ihr ins Benehmen, sich bei ihr in Respekt zu setzen. Dies zeigte sich auch im Frühling 1857, als man den kaum in Berlin sesshaft Gewordenen, nur weil die Gräfin Hatzfeldt ihre todkranke Schwester, die Gräfin Nostitz, zu besuchen gedachte, ganz oder vorübergehend von

neuem auszuweisen beabsichtigte. Der Polizeirat Goldheim, der Spezialist für alles Kommunistische im Reiche Stiebers, war sozusagen ein alter Bekannter Lassalles. Sie waren hart aneinander geraten, als dieser nach der Verhaftung Nothjungs Ende Mai 1851 bei ihm und der Gräfin eine Haussuchung hielt; noch im Herbst 1854 denunzierte Lassalle ihn, daß er als „Pseudo-Lassalle“ (Brief Nr. 54) bei den Solinger Arbeitern den Agent-Provokateur spiele. Aber 1856 hatte der alte Lassalle, vermutlich doch vom Sohne veranlaßt, bei einem Badeaufenthalt in Karlsbad mit dem Gefürchteten persönliche Beziehungen angeknüpft, die einige Monate später, wie aus Lassalles Briefen an die Gräfin Hatzfeldt hervorgeht, erfolgreich ausgenutzt wurden, um die provisorische Niederlassungserlaubnis in Berlin durchzusetzen. Auch in seiner neuen Bedrängnis hatte Lassalle mit Goldheim zu tun. Am 20. Mai 1857 richtet er an diesen einen langen Brief, den er ausdrücklich als ein „nicht eigentlich offizielles Dokument“ charakterisiert, dem wir aber anmerken, daß er bestimmt war, durch den Adressaten dem Polizeipräsidenten von Zedlitz und Neukirch, dem er darin Komplimente machte, mitgeteilt zu werden.

Bis mit dem Eintritt der Regentschaft diese Gefahr zurücktrat, mußte Lassalle jeden Augenblick damit rechnen, daß der Polizeiminister von Westphalen ihn eigentlich in Berlin nur duldete, weil er den gefährlichen Revolutionär hier besser unter Augen hatte und weil er die irrige Meinung hegte, daß man durch seinen Verkehr alle unruhigen Elemente in Berlin werde feststellen können. Wie wenig der Minister über Lassalles Persönlichkeit im Bilde war, beweist drastisch die Äußerung, man werde so auch der Entwendung militärischer Munitionsstücke auf die Spur kommen, die auf der Eisenbahnstrecke Erfurt—Düsseldorf festgestellt worden sei. Auf Lassalles Prügelei mit dem Intendanturrat Fabrice¹⁾ braucht, obgleich sich über sie im Nachlaß ein besonderer Dossier befindet, hier nicht näher eingegangen zu werden, da sie hinreichend aufgeklärt ist. Auch diesmal wollte man Lassalle ausweisen. Wie es verhindert wurde, beleuchten u. a. die Briefe Nr. 78—81 Neben den polizeilichen wurden diesmal noch politische Argumente höherer Ordnung für seine Entfernung aus Berlin herangezogen: sein intimer Verkehr mit Franz Duncker, dem Besitzer der „Volkszeitung“, hatte die Befürchtung geweckt, sein Einfluß könnte dieses verbreitete Blatt auf gefährliche demokratische Bahnen bringen, und diese Beziehung ihm „ein neues und fruchtbares Feld für Agitationen aller Art und für die Anknüpfung der bedenklichsten Verbindungen darbieten“. Man weiß, daß Lassalle schließlich der weitere Aufenthalt in Berlin unter der ausdrücklichen Be-

¹⁾ Vgl. Oncken, Lassalle. 3. Auflage S. 115.

dingung genehmigt wurde, daß er sich jeder politischen Tätigkeit enthalte und besonders an den Wahlen zum Abgeordnetenhaus, die bevorstanden, keinen Anteil nehme. Das aber bedeutete in der damaligen politischen Situation für ihn kein Opfer und er blieb der Wahrheit ganz nahe, als er in einem Schreiben an den Polizeipräsidenten am 16. Oktober 1858 erklärte, daß ihn „die bevorstehenden Wahlen nicht interessieren“.

Aber selbst nachdem die Liberalen die Regierung übernommen hatten, schwebte über Lassalle noch öfter, als er es vielleicht ahnte, das Damoklesschwert der Ausweisung. Am 8. Juni 1859 holte der Minister des Innern die Ansichten des Polizeipräsidenten darüber ein, ob man „im Hinblick auf die Bewegung unter den hiesigen Arbeitern“ ihn in Anbetracht seiner kommunistischen Vergangenheit nicht fortweisen sollte, und noch im März 1860 hielt Goldheim, der ihn richtig einschätzte, es für seine Pflicht, vor dem „gefährlichen Agitator“ zu warnen, der „bei seiner unverschämten Keckheit, zu der sich Mut, Entschlossenheit und besonderes Rednertalent paart“, sich bei ernststen politischen Ereignissen „sehr bald der Situation bemächtigen“ würde.

VI.

Jedesmal, wenn ihm Ausweisung drohte, wandte Lassalle sich, solange sein Gönner lebte, an Alexander von Humboldt. Und immer wieder fand dieser trotz seines hohen Alters stets hilfbereite Schutzgeist freier Bestrebungen und starker Begabungen sich geneigt, dem engen Polizeigeist Westfalens und seiner Trabanten ihr Opfer zu entreißen. Alle Briefe an den von ihm hochverehrten Beschützer hat Lassalle im Konzept, alle Antworten jenes mit den Umschlägen im Original sorgfältig aufgehoben; bis auf wenige belanglose Zettel wurden sie in diese Sammlung aufgenommen.

Enge Freundschaft verband Humboldt bekanntlich mit dem großen Philologen August Böckh, dem „Begründer des wissenschaftlichen Studiums der griechischen Geschichte“ (Wilamowitz), dessen Vorlesungen der Studiosus Lassalle eifrig besucht und dessen oberflächliche Bekanntschaft er schon damals gemacht hatte. Diese Beziehungen erneuerten und vertieften sich, als im November 1857, von dem Autor mit höchster Ungeduld erwartet, die ersten Exemplare des Heraklit herauskamen und der Meister, der das Werk gleich las, von ihm einen starken Eindruck erhielt. Briefe Lassalles an Böckh hat vor längerer Zeit der heute in Berlin wirkende Nationalökonom Professor Ludwig Bernhard der Öffentlichkeit übergeben. Böckhs Briefe an Lassalle bringt erst jetzt Lassalles Nachlaß ans Tageslicht. Sein wissenschaftliches Erstlingswerk hatte ihm

schon vor zehn Jahren die akademische Laufbahn erschließen sollen. Jetzt übersandte der nach rascher Anerkennung Dürstende es allen namhaften Gelehrten, bei denen er ein wenn auch nur loses Verhältnis zu seinem Stoff voraussetzte. Die ungewöhnliche Geschmeidigkeit, mit der er sich in den Begleitschreiben der Wesensart und Eigentümlichkeit eines jeden Adressaten anpaßt, rechtfertigt allein schon, daß eine Anzahl seiner Konzepte in diesem Bande ihren Platz erhielten. Aus den Danksagungen, die dem Verfasser zuzugingen, wurden namentlich jene ausgewählt, die für die Geschichte der philologischen und philosophischen Wissenschaft noch heute etwas bedeuten. Der Herausgeber hatte den Vorteil, sich hierfür bei Herrn Professor Eduard Norden Rat holen zu dürfen. Weniger ergiebig als die gelehrte Korrespondenz über den Heraklit erwies sich jene über das System der Erworbenen Rechte, mit dem Lassalle zwei Jahre später die wissenschaftliche Welt überraschte. Die Danksagungen der Holtzendorff, Friedberg usw. sind zwar anerkennend und achtungsvoll, aber sie gehen nicht eigentlich in die Materie ein, und so ließ sich angesichts der Fülle des Stoffs und der Beschränkung des zur Verfügung stehenden Raumes ihr Abdruck nicht rechtfertigen.

Unter den Gelehrten, zu denen der Heraklit Lassalle den Weg bahnte, befand sich auch Richard Lepsius, der bedeutende Forscher, der von der klassischen Philologie frühzeitig den Weg zu der Sprache und Kultur des Pharaonenlandes gefunden hatte. In seiner Geschichte der Universität Berlin zeichnet Max Lenz den Entdecker und Deuter des Totenbuchs als eine herbe, oft abwehrende Persönlichkeit, die bei ihrem starken Selbstgefühl auch ungerecht sein konnte. Das erfuhr namentlich Heinrich Brugsch, der Schöpfer des Demotischen und der altägyptischen Geographie, als er sich 1854 in Berlin habilitieren wollte. Lepsius begegnete Lassalle, wie seine Briefe an diesen zeigen, mit entgegenkommender Achtung (Nr. 61, 80, 139). Stärker hingezogen fühlte sich Lassalle aber zu dem an Jahren, Lebensgestaltung und Lebensauffassung ihm näherstehenden Brugsch. In der Selbstbiographie, die dieser einige Jahrzehnte später, 1894, veröffentlichte, teilt er über den Verlauf ihrer Beziehungen manches mit, das von Lassalles frühzeitigen Angaben abweicht. In einem Brief an die Gräfin Hatzfeldt vom November 1858 schreibt dieser, nachdem er erzählt hat, daß er begonnen habe, bei Brugsch Hieroglyphenunterricht zu nehmen: „Er hat den Heraklit gelesen und sich in den Kopf gesetzt, ich sei berufen, das Verständnis des Totenbuchs, das man bis jetzt wohl übersetzen, aber nicht verstehen kann, der Welt zu eröffnen. Infolgedessen erbot er sich, mir Hieroglyphenstunde zu geben. Sie kennen meine alte Neigung zu diesen Materien. Eine so vortreffliche Gelegenheit konnte ich nicht zurückweisen. Er gibt mir täglich eine Stunde, kommt jetzt sogar, solange ich krank bin, täglich deshalb zu mir, alles umsonst,

bloß für das Interesse der Wissenschaft. Sie sehen, daß man wirklich nur noch unter den Gelehrten uneigennützig Menschen findet.“ Brugsch dagegen erzählt, zu seiner Überraschung sei Lassalle eines Tages in seiner Wohnung erschienen, um ihm den Heraklit als Zeichen seiner Hochachtung zu überreichen. Dabei habe er ihn gebeten, sein Schüler werden zu dürfen, weil er aber zu alt wäre, um unter jungen Studenten im Kolleg zu sitzen, würde er ein Privatissimum vorziehen. Auf die Frage, zu welchem besonderen Zweck er sich diese Kenntnisse aneignen wolle, erwiderte Lassalle, er habe sich in den Kopf gesetzt, das Totenbuch bis zu Ende zu übertragen und zu erklären. „Lächelnd bemerkte ich ihm, daß dies eine Aufgabe sei, die kaum in hundert Jahren gelöst werden könne, aber sein Entschluß stand einmal fest, und er entgegnete mir einfach: Was ich will, das kann ich, ich werde die Aufgabe lösen . . .“

Nun war Lassalle schon vor Erscheinen des Heraklit mit Brugsch bekannt geworden. In einem Brief an die Gräfin vom 9. Mai 1857, also aus den ersten Tagen seines Berliner Aufenthalts, berichtet er über einen zwei und ein halbstündigen Besuch, den er „dem großen Ägyptologen“ gemacht habe. Auch darin setzt sich Brugsch mit Lassalles Angaben in Widerspruch, daß er behauptet, er wäre von vornherein überzeugt gewesen, jener werde auf einem Gebiet, das die ganze Arbeitskraft des Mannes fordere, die er doch nicht hergeben wollte, nie etwas Besonderes leisten. Man wird wohl doch dem gleichzeitigen Bericht die größere Glaubwürdigkeit zusprechen dürfen. Wie hoch aber tatsächlich der rasche und rauschende Erfolg des Heraklit Lassalles wissenschaftliches Selbstvertrauen gesteigert hatte, zeigt der folgende Satz, den er damals der Gräfin schrieb: „Heut übers Jahr wird das ökonomische Werk fertig und die Sprache des Totenbuchs mir geläufig sein.“ Zwischen zwei Naturen wie Lassalle und Brugsch, die beide von Hause aus nicht eben zur Selbstbeherrschung erzogen waren, mußten sich Reibungen einstellen. Die Briefe und Zettel von Brugsch, die der Nachlaß aufbewahrt und von denen einige hier abgedruckt werden, belegen es, und auch in „Mein Leben und Wandern“ weiß der Verfasser davon zu berichten. Er stellt dort aber auch fest, daß sein freundschaftlicher Verkehr mit Lassalle, wiewohl durch seine Reisen nach Persien und Ägypten unterbrochen, bis zu dessen Tode fort dauerte. —

Genauer als über Lassalles Beziehungen zur philologischen und altgeschichtlichen Welt wußten wir schon über die Aufnahme, die er in den Kreisen jener Berliner Philosophischen Gesellschaft fand, welche die Hegelsche Tradition auch dann noch sorgfältig hütete, als unter dem Einfluß des emporkommenden naturwissenschaftlichen Zeitalters das allgemeine Interesse sich von ihr abgewandt hatte. Mit offenen Armen empfing man hier die glänzende junge Kraft, die sich voll Begeisterung zu

dem Meister bekannte und in weiteren großen Werken dessen Philosophie auf Einzeldisziplinen anzuwenden versprach. Lassalle wurde Mitglied und auch Mitarbeiter an dem Organ der Gesellschaft, das der Graf Cieskowski finanzierte und Professor Michelet redigierte. Ein Vortrag, den er in dieser Kreise hielt und den „Der Gedanke“ veröffentlichte, brachte ihn in brieflichen Meinungswechsel mit Karl Rosenkranz in Königsberg, dessen Logik er hier, von Michelet in der Diskussion sekundiert, angegriffen hatte. Vor der Öffentlichkeit antwortete Rosenkranz gleich mit einem ganzen Buch. Dort distanzierte er ausdrücklich Lassalle von Michelet und ließ deutlich durchblicken, daß ein gleich großes geistiges Waffenaufgebot sich gegen diesen allein nicht lohnte hätte.

Bei der Fülle des Stoffs, der in diesem Nachlaß zur Veröffentlichung drängt, erschien es nicht gerechtfertigt, die Briefe Michelets an Lassalle, die sich vorfanden, in ihrer Mehrzahl abzudrucken. Einen davon hat der Schreiber selbst zusammen mit Lassalles Antwort gleich damals drucken lassen.¹⁾ Es ist bekannt, daß und weshalb das System der Erworbenen Rechte bei den Hegelianern keine gleich günstige Aufnahme fand wie der Heraklit. Namentlich sah Michelet eine „ungeheure Einseitigkeit“ darin, daß der Verfasser, obgleich er immer vom spekulativen Begriff spräche, dennoch das Vermögen und das Eigentum für etwas mit der Willenssukzession nur zufällig Verbundenes hielt. Schon bevor Michelet seine Ansicht dem „Gedanken“ anvertraut hatte, und längst bevor Lassalle im Frühling 1862 aus der Gesellschaft ausschied, lockerten sich ihre Beziehungen; Lassalle verteidigte offenbar seine Position mit einem Temperament, dem die Empfindlichkeit seines Kritikers nicht stand hielt. Der Streit entzündete sich an dem Begriff des öffentlichen Rechts. Alle Juristen, behauptete Lassalle, nannten öffentliches Recht ein solches, das die Gesetze eines Volkes bestimmte, und Privatrecht das, worüber die Individuen durch Verträge pazifizieren könnten. Er wies auf das erste beste Kompendium des Rechtes hin. Der Professor, der selbst Jura studiert hatte, meinte, der andere wolle ihn der Unwissenheit zeihen; er berief sich auf Mackeldey, den er gerade zur Hand hätte, und schrieb: „Ich erwarte nun von Ihnen den Beweis, daß alle anderen Rechtslehrer sich für Ihre Definition entschieden haben.“ Lassalle erwiderte bloß, er hätte sich aus seiner juristischen Lektüre einen philosophischen Begriff des öffentlichen Rechts abstrahiert und auch das Staatsrecht gelte ihm als ein Teil desselben. Nun schleppte Michelet am folgenden Tage eine Reihe von Kronzeugen für seine These herbei und schloß seine Antwort mit der spitzigen Bitte, ihn „nicht weiter

¹⁾ Der Gedanke. Bd. II, 1860. S. dort Michelets Brief vom 22. November 1857 und Lassalles Antwort vom folgenden Tage.

belehren zu wollen“, und mit der Bemerkung, daß er sich weder schriftlich noch mündlich über diese Materie weiter äußern werde. Einen eigentlichen Bruch bedeutete das übrigens noch nicht, und als Lassalle im Herbst 1861 nach Italien reiste, empfahl Michelet ihn an den italienischen Hegelianer August Vera, der sich bei ihrer Kontroverse mit Rosenkranz auf ihre Seite gestellt hatte.

Wichtiger als solche Quisquilien ist aber doch wohl ein unvollendetes Brieffragment Lassalles aus den gleichen Tagen, das unter anderem seine Ansicht über die Gründe zum Ausdruck bringt, aus denen das Ansehen der Hegelschen Schule gesunken war. Dort schreibt er: „Es ist seit Hegels Tode in der Philosophie selbst, in der allgemeinen Geschichtsphilosophie, in der Geschichte der Philosophie usw. usw. manches Große und Bedeutende geleistet worden. Aber in bezug auf die realen wissenschaftlichen Disziplinen ist blutwenig geschehen, und dies ist in Deutschland vielleicht der Hauptgrund des sinkenden Ansehens der Philosophie gewesen. Eine Schule, die dies nicht selbst gestehen, nicht selbst Kritik gegen sich richten wollte, wäre verloren! Die Rechtsphilosophien, die seit Hegels Tode geschrieben worden sind, stellen — es wird Ihnen dies so gut wie mir bekannt sein — auch nicht den geringsten wirklichen Fortschritt über Hegel dar. Haben wir uns das Jus nicht erobert, so ist es uns bisher in bezug auf die Nationalökonomie, auf die Sprachforschung, auf die Physiologie, auf die Naturwissenschaften überhaupt, auf die Mathematik, auf das Altertum, kurz auf das meiste von dem, was man reale Disziplinen zu nennen pflegt, ganz ebenso gegangen.“

VII.

X Den Mittelpunkt des geselligen Verkehrs, in den Lassalle mit seiner X
Ankunft in Berlin eintrat, bildete das Haus Franz Dunckers, des angesehenen Verlegers und Besitzers der „Volkszeitung“. Wie es darin zugeht und wen man hier antraf, findet der Leser sehr anschaulich geschildert in dem hübschen Erinnerungsbuch von Ludwig Pietsch: „Wie ich Schriftsteller wurde.“ Für damalige Verhältnisse machten die Dunckers ein stattliches Haus aus. Nach dem Wiedererstarken der liberalen Bewegung, namentlich aber später in den Tagen des Verfassungskonflikts, gingen die Führer der Opposition hier ein und aus. Wie Lassalle bei Dunckers Hausfreund wurde, regierten noch Manteuffel und Westphalen. Als später die „Volkszeitung“ den Demokraten die Unterstützung des matt konstitutionellen Ministeriums der Neuen Ära anriet, wurde dies ein Grund dafür, daß er sich zurückzog. Es waren ja keineswegs politische Absichten, die den Ankömmling hierher führten. Franz Duncker hatte sich bereitgefunden, den Heraklit bei seiner Firma erschei-

nen zu lassen; die unmittelbare Nachbarschaft in der Potsdamer Straße förderte den freundschaftlichen Verkehr, Abneigung gegen Philistertum, Konvention und Reaktion brachten den Autor und den Verleger einander näher, beide verquickten gern eine gepflegte Tafel und geistreiche Geselligkeit miteinander. Mochte so Franz Dunckers breiter und vollsaftiger Lebensstil Lassalle zuerst in das Haus gezogen haben, die ihn hier Jahre hindurch festhielt, war doch seine Frau. Lina Duncker, eine Gutsbesizertochter aus der Gegend von Wesel, hatte die Frische, den heiteren, humorvollen Sinn und die Echtheit, die sie aus ihrer rheinischen Heimat sich mitbrachte, in dem verbildeten Berlin nicht einbüßen können; ihr ganzes Wesen illustrierte das Wort des Dichters, daß das Naturell der Frauen der Kunst so nahe verwandt sei.¹⁾ Eine intellektuelle Frau in dem Sinne, daß sie mit dem Schwergewicht ihrer Interessen im Reich des Geistes weilte, war sie keineswegs; noch weniger beunruhigte sie der Ehrgeiz, als Gattin des einflußreichen Verlegers der „Volkszeitung“ eine politische Rolle zu spielen. Die Menschen an sich und ihr gegenseitiges Verhältnis war die Sphäre, in der ihre eigentümliche Begabung sich auslebte, sie muß eine Virtuosin der Freundschaft gewesen sein und dabei einen untrüglichen Sinn für das Bedeutende im Manne besessen haben. Sie lebte gern in der Atmosphäre des Genius, und sie scheute sich auch nicht, sich von ihm quälen zu lassen. Bis vor zwei Jahren hatte sie diese Nachsicht an dem launisch verschlossenen und seinen tiefsten Kern am liebsten verhüllenden Gottfried Keller geübt, der sie deshalb „immer wieder gern haben mußte“.²⁾ Nun gab ihr der jenem so völlig entgegengesetzte Lassalle dazu Gelegenheit: er machte in ihrem Hause, wie Pietsch bestätigt, bald Regen und Sonnenschein. Der „Abenteurer und Kassettendieb“, wie er bei den Spreebourgeois hieß, verlangte von der neuen Freundin nicht bloß, daß sie ihm seine nach bürgerlichen Wertmaßstäben anfechtbare Vergangenheit übersähe und diese gegenüber allem Philistertum vorbehaltlos verteidigte, er wollte von ihr „nicht trotz, sondern gerade wegen dieser Vergangenheit“ geschätzt sein. „Ich weiß in der Tat,“ durfte er ihr eines Tages schreiben, „daß dies im höchsten Grade bei Ihnen zutrifft und wirklich ist es auch bei mir eine unerläßliche Bedingung, um jemandem das Recht zuzugestehen, mich schätzen zu dürfen.“

¹⁾ Mit dieser Charakteristik stimmt es überein, wenn ein Mann, der sie gut kannte, Lina Duncker als eine „Natur“ im Sinne Goethes bezeichnete. Dies tat Friedrich Spielhagen in seiner Gedächtnisrede an ihrem Sarge, die Linas Tochter Frau Marie Magnus dem Herausgeber überreichte, als der oben stehende Text schon gesetzt war. („Zur Erinnerung an Lina Duncker geb. Tendering.“ Privatdruck.)

²⁾ Gottfried Keller an Lina Duncker, November 1855, in Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jacob Baechtold, Bd. 2, S. 301. Vgl. auch Emil Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, S. 240 ff.

Als es 1861 zum Bruch zwischen ihnen kam, gaben Lassalle und Lina Duncker die Briefe, die sie sich geschrieben hatten, einander zurück; wir besitzen heute nur die seinen, die vorwiegend persönlichen Inhalts sind. Aus ihrer Fülle wurden in unsere Sammlung einige von denen aufgenommen, die das Wesen des Schreibers und der Empfängerin sowie die Natur ihres Verhältnisses am anschaulichsten spiegeln. Die Mehrzahl der hier veröffentlichten wie der unveröffentlicht bleibenden hat der Nachbar der Nachbarin über die Straße geschrieben. Sie lassen erkennen, wie sehr Linas anmutige Menschlichkeit dem unruhvollen Lassalle wohltat. War er krank — er war es in diesen ersten Berliner Jahren häufig und durfte Wochen hindurch das Zimmer nicht verlassen —, dann zauberten ihre Briefchen, die öfter allé paar Stunden erschienen, dem im Grunde doch Einsamen in seine zwar luxuriöse, aber von keinem hingebenden Geist durchwaltete Wohnung helle, liebe Sonne hinein. Auf die menschliche Umgebung komme alles an! schrieb sie ihm da wohl einmal, und dankbar erwiderte ihr der Kranke: „Die Pflanze mag abhängig sein von Sonne und Licht. Aber dem Menschen ist eine schönere, wärmere Sonne aufgegangen in dem Innern der bewegten Menschenbrust! Wo diese leuchtet und glüht, wie gleichgültig ist daneben der bloße Strahl jenes elementarischen Gestirns!“ Ein Verächter, ein Hasser der Natur und ihrer Willkür war dieser willensstarke Ritter vom Geist, und so konnte er an diese Betrachtung gleich die andere knüpfen, daß die menschliche Freiheit, die mit dem „Dasein durch uns selbst“ identisch sei, in der Unabhängigkeit von den Naturgewalten und Naturbedingungen bestehe. Um in Ermangelung ihrer Briefe an Lassalle von dem Wesen Lina Duncckers einen unmittelbaren Begriff zu geben, wurden drei ihrer Briefe an die Gräfin Hatzfeldt, in die ihre Beziehungen zu Lassalle hineinspielen, dieser Sammlung einverleibt (Nr. 121, 124, 129). Daß Lina Duncker sich auf die Dauer mit der Gräfin nicht zu stellen vermochte, wurde ihrem Verhältnis zu Lassalle am Ende zum Verhängnis. Aber davon wird erst in der Einführung zu dem Briefwechsel Lassalles mit Sophie von Hatzfeldt zu reden sein. —

Wir kennen die Namen zahlreicher Persönlichkeiten, mit denen das gastfreie Dunckersche Haus Lassalle zusammenführte und die er dann auch in seine Geselligkeit hinüberzog. Briefe des Generals von Pfuël, des Jugendfreundes Heinrichs von Kleist und Ministerpräsidenten von 1848, des dichtenden und Geschichte schreibenden Hofrats Friedrich Förster, des Freundes Theodor Körners, fanden sich im Nachlaß, auch solche von Malern wie Ludwig Pietsch und Georg Bleibtreu und von Opernsängern wie Theodor und Auguste Formes. Aber sie alle haben nur einen mehr oder weniger ephemeren Inhalt, deshalb lohnte sich ihr Abdruck nicht. In der feingestochenen Handschrift Varnhagens von Ense liegt bloß

eine einzige Einladung vor; um so zahlreicher sind die Briefe seiner Nichte Ludmilla Assing, die in wunderbar sauberen Schriftzügen und auf Papier, in dem sich alle nur denkbaren Farben abwechseln, den jüngeren Mann mit Beschlag belegen möchte, für den sie mehr empfindet als er für sie. Bekannt ist, daß Lassalle ihr nach Varnhagens und Humboldts Tode bei der Herausgabe von deren Briefwechsel, der damals so großes Aufsehen erregte, behilflich war. Aber das Material, das sich auf die hieran anknüpfende Zeitungspolemik bezieht, ebenso wie jenes, das den Fall Fabrice und einen Skandal im Viktoriatheater betrifft, wo bei einer Arndtfeier Lassalle mit einem Engländer zusammengeriet, bringt keine so neuen Momente zutage, daß sein Abdruck die Veröffentlichung anderer wichtigerer Briefe gefährden durfte.

VIII.

Auch für die grundsätzliche Stellung, die Lassalle zu jenen politischen Problemen einnahm, die der Systemwechsel in Preußen aufführte, sei hier auf Hermann Onckens „Politische Biographie“ verwiesen. Alle Bestrebungen, zwischen den beiden historischen Parteien der Konstitutionellen und Demokraten die Grenzen zu verwischen, fanden in dem revolutionären Demokraten ihren entschiedensten Gegner. Doch das Bestehen und Wirken des Nationalvereins begünstigte solche Tendenzen; auch Lassalle mußte einsehen, daß er sie nicht aufhalten konnte, und so versuchte er, Karl Marx nach Berlin zu ziehen, um gemeinsam mit ihm und Engels hier eine radikale Tageszeitung ins Leben zu rufen. Selbst als jene sich ihm versagten, gab er, wie der Brief von Brockhaus (Nr. 162) beweist, diesen Plan noch nicht auf. Die entscheidende Wendung, die es ihm ermöglichen sollte, endlich aktiv in den Gang des Geschehens einzugreifen, versprach er sich jedoch jetzt von der europäischen Politik. Man weiß, wie niederschmetternd auf ihn 1859 die Kunde von dem Frieden von Villafranca gewirkt, dessen sich niemand vermutet hatte. Um so überschwenglichere Hoffnung weckte bei ihm im folgenden Jahr der Ausbruch der revolutionären Bewegung in Italien, vor allem Garibaldis kecker Siegeszug ins Neapolitanische. Sein Briefwechsel mit Marx¹⁾ zeigte uns schon deutlich, wie er damals die Dinge beurteilte. Er dachte, daß der Entscheidungskampf um Venetien unmittelbar bevorstünde; sobald die Italiener die Österreicher angriffen, würden auch die Ungarn, die Polen, die Südslawen losschlagen, würde die revolutionäre Bewegung das ganze zentrale Europa ergreifen. War es da erstaunlich, daß er 1861 und Anfang 1862 kein Mittel, das er erblickte, unversucht

¹⁾ Bd. III dieser Publikation.

ließ, um diese Flamme, die für seine Ungeduld viel zu lange nur schwelte, zu hellem Feuer aufzublasen? So wenig wie Marx und Engels machte sich Lassalle darüber Illusionen, daß der hauptsächlichliche Hebel aller großen historischen Entwicklung die Gewalt ist, und so nimmt es nicht Wunder, daß er in dem Brief (Nr. 159) an eine Dame in Mailand zum Krieg aufruft. Er haßte die habsburgische Monarchie vom Grund seiner Seele, seine Reiseberichte aus dem Orient legen dafür das kräftigste Zeugnis ab, ein größeres demokratisches Deutschland, hoffte er, werde im Südosten die Machtstellung Österreichs übernehmen.

Mit solchen Zielen im engen Zusammenhang stand die Reise, die er im Juli 1861 antrat und die ihn zuerst nach der Schweiz, dann über die Alpen führte. Er wünschte, sich von dem Stand der nationalen und revolutionären Bewegung in Italien persönlich zu überzeugen, womöglich mit ihr in Verbindung zu treten. Dies wurde ihm erleichtert durch die Begegnung mit zwei deutschen politischen Flüchtlingen, die seit längerem in Zürich ansässig waren und mit denen er jetzt Freundschaft schloß. Der Dichter Georg Herwegh freilich war ein frühzeitig erloschener Vulkan, nur der rührende Glaube seiner Frau erwartete von ihm noch feurige Glut, nur der ungewöhnlichen Willensstärke Lassalles glückte es, ihm wenigstens einen letzten flammenden Funken, das Arbeiterlied, das Hans von Bülow komponierte, zu entlocken. Tiefer in Lassalles Leben eingegriffen hat der ehemalige preußische Artillerieoffizier Wilhelm Rüstow, der sich 1848 der Sache der Revolution angeschlossen hatte und seither ein Militärschriftsteller von hohem Rang geworden war. Umsonst hatte dieser problematische Geist¹⁾ sich ein Jahrzehnt hindurch nach aktiver Berufsbetätigung gesehnt, bis ihm 1860 an der Seite Garibaldis eine glänzende aber kurze kriegerische Laufbahn beschieden wurde. Jetzt saß der Oberst-Brigadier aufs neue tatenlos und unzufrieden, verurteilt, mit schriftstellerischer Fronarbeit Frau und Kinder mühselig zu ernähren, wiederum in Zürich, mit allen Sinnen darauf wartend, daß der Krieg in Italien von frischem losginge, große Dimensionen annähme und seinem starken Ehrgeiz glänzende Befriedigung brächte. Der leidenschaftlichste Haß dieses geborenen Brandenburgers galt der eigenen Monarchie und dem heimischen Junkertum. Durch den ehemaligen österreichischen Hauptmann Ludwig Schweigert arbeitete er damals im Rahmen des Nationalvereins auf eine Volksbewaffnung hin, die für eine künftige revolutionäre Situation in Deutschland die militärischen Voraussetzungen schaffen sollte. Bei solcher Gesinnung fand sich Rüstow

¹⁾ Am ausführlichsten handelt bis jetzt über Rüstow, namentlich auf Grund eines unveröffentlichten Tagebuches, der zum fanatischen französischen Chauvinisten gewordene Sohn Georg Herweghs, Marcel Herwegh, in der „Nouvelle Revue“ vom 15. Dezember 1906 und 15. Januar, 1. und 15. Februar 1907.

begreiflicherweise mit Freuden bereit, den neuen Freund und die Gräfin Hatzfeldt, die mit ihm reiste, mit Einführungsschreiben an führende Persönlichkeiten der italienischen Bewegungspartei zu versehen.

Unter den italienischen Aktivisten bekämpften sich um jene Zeit, wie man weiß, zwei Richtungen. Die eine wollte dem jungen Königreich zuerst zu seiner künftigen Hauptstadt, zu Rom verhelfen, die andere wünschte ihm zuerst im Norden die Provinz anzugliedern, die ihm hier noch fehlte: Venetien. Die erste Richtung, die jetzt zum Handeln überging, aber dabei unterlag, verkörperte Garibaldi, die andere, die jetzt verzichten mußte, die sich aber vier Jahre später erfolgreich durchsetzte, Mazzini. Lassalle hat im November 1861 den populärsten italienischen Volkshelden auf Caprera besucht; auf die Gespräche, die er mit ihm führte, kommt ein Brief zurück, den er nach seiner Heimkehr an Bellazzi richtete (Nr. 157), damit auch dieser Garibaldi zu sofortigem Handeln anstachele. Mit dem großen Genuesen, der ihm 1863 einen interessanten, heute besonders aktuellen Brief schrieb, scheint er im Sommer 1862 in London persönlich angeknüpft zu haben. Es leuchtet ein, daß Lassalle das Mazzinische Projekt, das nicht zur Ausführung kam, besser zusagte als das Garibaldische. Griff Italien Österreich an, so war damit die Liquidation der habsburgischen Monarchie eröffnet und auch den Zündstoff, den der Kampf um die Heeresvorlage in Preußen aufgehäuft hatte, ergriff der Funke. Lassalle konferierte auf seiner italienischen Reise zweimal mit Kossuth, und dieser bestärkte ihn noch in der Auffassung: „Revolution in Pest ist Revolution in Wien. Revolution in Wien ist Revolution in Berlin.“

So fest glaubte er an den unmittelbaren Ausbruch einer allgemeinen Konflagration, daß er, obgleich sein Vater ihm abriet, sich zu Baisse-spekulationen entschloß (Nr. 153), die ihm aber teuer zu stehen kamen, als die Italiener im Frühling 1862 Rüstow und ihm, so ungeduldige Briefe sie auch über die Alpen sandten (Nr. 158 und 159), nicht den Gefallen taten, Venetien zu überfallen. Nur schweren Herzens löste Lassalle sich von dieser Hoffnung, in die er sich so fest verbissen hatte. Am 26. März schrieb ihm Rüstow, daß seine Blicke sich unwillkürlich mehr nach Deutschland richteten. In der Tat ließ die gewaltige Verschärfung, die der Kampf um die preußische Heeresvorlage seit der Annahme des Antrags Hagen erfahren hatte, damals auch ruhigere Beobachter der Lage an die Möglichkeit revolutionärer Verwicklungen glauben. Die Auflösung des Abgeordnetenhauses schien das Signal zu geben zu einem Kampf bis aufs Messer zwischen der preußischen Krone und dem liberalen Bürgertum. Damit bot sich Lassalle zum ersten Male seit 1849 im eigenen Lande eine Situation, wie sein Ehrgeiz sie gebrauchen konnte. Am 12. April hielt er in Berlin seinen Vortrag „Über den besonderen

Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes“, am 16. April den anderen „Über Verfassungswesen“. Achilles trat aus seinem Zelte. In dieser für sein Leben entscheidenden Zeit waren drei Männer Lassalle persönlich näher gekommen: zum ersten Franz Ziegler, der kernige Demokrat von aristokratischen Allüren, der der Fortschrittspartei grollte, weil sie das allgemeine Stimmrecht preisgegeben hatte, der besiegte Achtundvierziger, der in dem stolzen Revolutionär seinen Rächer sah und den Verwirklicher alles dessen liebte, was er vergebens erstrebt hatte; zum zweiten Lothar Bucher, der Steuerverweigerer von 1848, der subtile Geist, dem alle Schlagwörter durchsichtig geworden waren, der allen Machtverhältnissen auf den Grund blickte und der seit seiner Rückkehr aus langem Exil jetzt nach einer Stellung ausschaute, die seinen reichen Gaben Genüge tat; zum dritten Hans von Bülow, der Vorkämpfer Wagners, der Gatte von Franz Liszts bedeutender Tochter, der revolutionäre Bahnbrecher der „Zukunftsmusik“, den Wahlverwandtschaft zu dem revolutionären Bahnbrecher des deutschen Proletariats hinzog.

Aber das Schwergewicht von Lassalles Briefwechsel mit diesen drei Männern fällt noch nicht in die Periode, die mit dem April 1862 endet. Die Einführung zu dem fünften Bande dieser Publikation, die Lassalles Korrespondenz zum Abschluß bringen soll, wird auf sein Verhältnis zu ihnen zurückkommen.

Für alle Einzelheiten, für die der Leser in dieser Einführung vergebens die Erklärung sucht, sei auf die Anmerkungen verwiesen, die den Briefen beigelegt wurden.